



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Wirklich deutsches Leben.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Wirklich deutsches Leben.

Geschichte der deutschen Sprache von Jacob Grimm. 2. Bd. — 2. Auflage. Leipzig, S. Hirzel. —

Culturgegeschichte des deutschen Volkes in der Zeit des Uebergangs aus dem Heidenthum in das Christenthum. Von Heinrich Rückert. 1. Bd. Leipzig, T. O. Weigel. —

Die beiden Bücher gehören zu jener Gattung, die Gott sei Dank noch nicht so selten ist, und die uns einen Trost geben kann, wenn wir aus vielen nahe-
liegenden Gründen an der Zukunft unseres Volkes zweifeln. Obgleich sie zwei
verschiedenen Generationen angehören, geben sie uns doch ein zusammenhängen-
des und erfreuliches Bild von der Continuität des Lebens in der deutschen
Wissenschaft. In dem einen gibt uns der Altmeister der deutschen Sprache die
höchsten Resultate seiner Forschungen, die bereits weit über ein Menschenalter
hinausgehen, in dem andern tritt ein junger Gelehrter, in demselben Geist der
Bildung aufgewachsen, mit einem kühnen aber erfolgreichen Wagniß ebenbürtig in
den Kreis der deutschen Wissenschaft.

Als Jacob Grimm seine „Geschichte der deutschen Sprache“ vollendete
mitten im Ausbruch der Revolutionsstürme, am 7. März 1848, schrieb er am
Schluß seiner Vorrede: „Ich arbeite zwar mit ungeschwächter innerer Lust, aber
ganz einsam, und vernehme weder Beifall noch Tadel, sogar von denen, die mir
am nächsten stehend, mich am sichersten beurtheilen können. Ist das nicht ein
drohendes Zeichen des Stillstandes oder gar der Abnahme gemeinsam sonst froh
gepflogener Forschungen, für die sonst kein Ende abzusehen schien?“ Daß er
sich in dieser Befürchtung getäuscht hat, dafür wird ihm die neue Auflage seines
Werks, sowie die begeisterte Ausnahme seines Wörterbuchs von Seiten des
gesamten deutschen Volkes ein erfreuliches Zeugniß sein. Es hat sich seitdem
viele abgeklärt, was das deutsche Leben in ein wüstes Chaos zu vertiefen
schien, wenn auch viele schöne Illusionen damit aufgelöst sind. Wenn Grimm
damals (11. Juni 1848) noch während des Drucks an Gervinus schrieb: „Es

kann kommen, daß nun lange Zeit diese Studien darnieder liegen, bevor das wühlende öffentliche Geräusch ihnen wieder Raum gestatten wird; sie müssen uns dann wie ein edler und milder Traum hinter uns stehender Jugend gemuthen, wenn aus Ohr der Wachenden ein roher Wahn schlägt, alle unsere Geschichte von Arminius an sei als unnütz der Vergessenheit zu übergeben und blos am eingebildeten Recht der kurzen Spanne unserer Zeit mit dem heftigsten Anspruch zu hängen;" — so ist eine solche Verirrung des politischen Strebens, und das ist keiner der geringsten Erfolge jener Zeit, jetzt vollständig überwunden. Es gibt keine Partei in Deutschland mehr, die einem flachen, weltbürgerlichen Liberalismus die Eigenthümlichkeiten des deutschen Lebens und der deutschen Geschichte opfern möchte, und die Demokraten wetteifern mit den Constitutionellen und Absolutisten, sich in den Strom des vaterländischen geschichtlichen Lebens zu vertiefen, von dem uns kein Sturm von außen mehr hinwegwehen soll. Und wie die Wissenschaft überall Hand in Hand geht mit den vernehmlichen Aeußerungen der allgemeinen Gesinnung und Thätigkeit, so ist auch jetzt voranzusehen, daß die germanistischen Studien, deren großer Begründer J. Grimm gewesen ist, grade wie nach der französischen Schreckensherrschaft, einen neuen Aufschwung nehmen, und befruchtend auf alle weiteren historischen Untersuchungen, auf unsere Kunst und unsere Sittlichkeit einwirken werden. Gervinus, den man von Seiten unserer Absolutisten und Demokraten jetzt, einiger nicht mit der gewöhnlichen Schärfe hingestellten Wendungen wegen, gern zu einem Vertreter der unhistorischen Fortbewegung stempeln möchte, hat in der neuesten Ausgabe seiner „Geschichte der deutschen Dichtung“ mit der ungebrochenen sittlichen Stärke deutschen Nationalgefühls und mit neuen, sehr reichhaltigen Forschungen in unser geschichtliches Leben zurückgegriffen; und wenn man sich in Berlin, obgleich nach langem Zögern, entschlossen hat, an Zachmann, des Unvergeßlichen, Stelle den einzigen Gelehrten zu berufen, der in dem Geist der strengen Methode dieses großen Kritikers in der deutschen und classischen Philologie fortwirken konnte, Moritz Haupt, trotz aller politischen Bedenken, die man geschäftig war, dagegen anzuregen, so ist dies immerhin ein Zeichen, daß man auch in jenen Regionen entschlossen ist, die Deutsche Wissenschaft, die für die Ewigkeit schafft, den kleinlichen Rücksichten des Moments nicht zu opfern. So erkennen wir auch in der drückenden Atmosphäre unserer heutigen Zustände noch immer einzelne Spuren, aus denen wir das Dämmern einer bessern Zeit empfinden dürfen. Um dieser bessern Zukunft eine sichere Grundlage zu bereiten, ist, da die Poesie uns völlig im Stich gelassen hat, nichts so berufen, als die deutsche Wissenschaft, und wir nehmen es als ein schönes Symbol, daß ein großes Werk, welches mit seiner Gründung in die Zeit fällt, wo man nach sansculottischer, zerfahrener ungeschichtlicher Freiheit strebte, jetzt zum zweiten Mal ans Licht tritt, wo man sich in ebenso ungeschichtlichen, undeutschen, inhaltlosen „conservativen“ Tendenzen bewegt.

Solange der deutsche Geist, die productive Kraft unserer Geschichte, noch fortwirkt, können uns die Schwankungen in der augenblicklichen Erscheinung nicht irren.

Die zweite Auflage der „Geschichte der deutschen Sprache“ ist ein schönes Zeichen. Denn Grimm hat es dem Volk nicht leicht gemacht, den unerschöpflichen Reichthum bedeutendster und folgenreichster Forschungen, den er darbietet, sich anzueignen. Was ihn vorzugsweise befähigt hat, die bereits zu einem so unübersehbaren Umfang angewachsene deutsche Sprachwissenschaft wie aus dem Nichts zu schaffen, seine Methode nämlich, aus dem Einzelnen anzufangen, und aus der massenhaften Anhäufung des Einzelnen erst das Allgemeine aufzubauen, ist für die Wissenschaft erspriesslicher als für den Leser, der nach Resultaten eilt. Er drückt sich selber in der Vorrede sehr schön darüber aus: „Jede Wissenschaft hat ihre natürlichen Grenzen, die aber selten dem Auge so einfach vorliegen, wie das Stromgebiet des Bachs, in dessen Mitte nach unsern Weisthümern ein schneidendes Schwert gesteckt wird, damit das Wasser zu beiden Seiten abfließe. Willige Forscher sollen also den verschlungenen Pfaden folgen, und bald leichteres, bald schwereres Geschehe anlegen, um sie betreten zu können. Wer nichts wagt, gewinnt nichts, und man darf mitten unter dem Greifen nach der neuen Frucht auch den Muth des Fehlens haben. Aus dem Dunkel bricht das Licht hervor, und der vorschreitende Tag pflegt sich auf seine Zehen zu stellen. Von der großen Heerstraße abwärts liebe ich durch enge Kornfelder zu wandeln und ein verkrochenes Wiesenblümchen zu brechen, nach dem andere sich nicht niederbücken würden.“ Nun will uns bedünken, daß bei dieser Anlage der Forschung es nur einen Weg gab, dem suchenden Schüler die Folge zu erleichtern, nämlich Hauptweg und Nebenpfad mit starken, sinnlich wahrnehmbaren Strichen zu scheiden. Daß Grimm diese, in der deutschen Wissenschaft sonst übliche Scheidung verschmäh't, vielleicht in dem gerechten Gefühl, daß im höhern Sinn alles, was er gibt, eine gleiche Berechtigung beanspruchen dürfe, erschwert hauptsächlich das Studium seiner Schriften; weniger der eigenthümliche Sttl., der uns zwar zu Anfang fremdartig entgegentritt, der uns aber bald wegen seines geist- und gemüthvollen Gehalts auf eine wunderbare Weise fesselt und in den wir uns endlich ganz hineinleben. Und wenn in irgend einem Werke schon die Schwierigkeit des Inhalts groß ist, so ist es dieses, dessen Horizont sich weit über den gewohnten Gesichtskreis seiner Forschungen erstreckt. Das Wörterbuch beschäftigt sich ausschließlich mit dem neuhochdeutschen Sprachschätze, dessen unermessliche Fülle es uns zum ersten Male aufgeschlossen hat; die Grammatik mit den verschiedenen Zweigen des germanischen Stammes; die „Geschichte“ dagegen taucht sich mit einer erschreckenden Kühnheit in den Ocean jener Sprachverwandtschaft, die man als die indogermanische zu bezeichnen pflegt, und unternimmt es, innerhalb derselben dem germanischen Strom sein Bette anzuweisen, in historischem Zusammenhang, oft nur durch einzelne, unscheinbare Malzeichen geleitet. Trotz aller dieser Schwierigkeiten hat sich das

Buch seinen Weg gebahnt, seine Resultate sind in den Organismus der Wissenschaft eingedrungen, während es selbst als ein unvergängliches Zeugniß deutschen Strebens fortbestehn wird.

Nur auf diese Thatsache haben wir hier hinweisen wollen; fern aber soll es von uns liegen, in irgend einer Weise uns an eine Kritik wagen zu wollen, die vor ein ganz anderes Forum gehört. —

Das zweite Werk, dem wir die höchste Ehre anzuthun glauben, indem wir es neben das Grimmsche stellen, steht dem Verständniß ungleich näher. Wir kannten Heinrich Rückert, den Sohn des Dichters, bisher nur aus historischen und deutschphilologischen Arbeiten von geringerem Umfang; sie zeichneten sich, so namentlich seine compendiarische Geschichte des deutschen Volks, durch jene eigenthümliche Mischung von Stolz und Bescheidenheit aus, die man bei deutschen Gelehrten so häufig antrifft, und die uns so wohl ansteht: Stolz auf die solide Begründung der Kenntnisse, zaghafte Bescheidenheit in der Aufrihtung der Resultate. Der Ton der vorliegenden Schrift weicht wesentlich ab. Es ist in derselben eine Unererschrockenheit der Combination und eine Zuversichtlichkeit des Urtheils, die für manche etwas Schneidendes haben wird, an die man mehr bei unsern Philosophen als bei unsern Historikern gewöhnt ist. Auf uns hat dieser Ton einen sehr angenehmen Eindruck gemacht, denn wir lieben die feste männliche Hand, die ihrer Geschicklichkeit in der Leitung des Zügels gewiß ist, und die keinen Augenblick zaudert und schwankt. Die Philosophie der Geschichte oder die constructive Geschichtschreibung ist bei uns etwas in Verruf gekommen, weniger ihres Inhalts als ihrer Form halber; denn wenn auch ihre Behauptungen häufig eine überraschende, in die Augen springende Wahrheit hatten, so fühlte man doch heraus, daß in der Motivirung derselben etwas Unangemessenes sei, daß man historische Thatsachen unmöglich aus einer ideellen Dialektik herleiten könne. Das wissenschaftliche Gewissen sträubte sich, Folgerungen anzuerkennen, die an und für sich sehr annehmbar schienen, deren Beweisführung aber lückenhaft war. Aber es gibt in der That eine Philosophie der Geschichte, eine Kunst, nach streng historischem Gesetz aus genau bekannten Thatsachen auf Unbekanntes zu schließen, und diese Kunst hat Herr Rückert auf eine Weise ausgeübt, die ihm nach unserer Ueberzeugung eine sehr bedeutende Zukunft verspricht. Denn er verliert sich nirgends in lustiges Râsonnement, er macht vielmehr überall zunächst den Eindruck eines umfangreichen und tiefen Wissens, und das Gewebe der Thatsachen ist so fest in einander gefügt, daß man häufig die Kühnheit der Schlüsse gar nicht bemerkt. Wir wagen auch keineswegs zu behaupten, daß sich diese Construction in allen einzelnen Punkten als stichhaltig bewähren wird, aber die Hauptzüge stehen unerschütterlich fest, und auf das Detail läßt sich wieder das schöne Wort J. Grimms anwenden: „Wer nichts wagt, gewinnt nichts, und man darf mitten unter dem Greifen nach der neuen Frucht auch den Wuth des Fehlens haben.“

Die Aufgabe, welche sich unser Geschichtschreiber stellt, ist nämlich der Hauptsache nach folgende. Man hat von dem deutschen Heidenthum, namentlich seit den großen Forschungen J. Grimms, ein sehr reichhaltiges und in einzelnen Zügen bunt und lebensvoll ausgeführtes Bild. Aber man hat noch nicht den Versuch gemacht, in dieses Gemälde eine geschichtliche Gliederung einzuführen. Man hat die Zeugnisse der römischen Schriftsteller seit Cäsar, die Traditionen, Märchen und die übrigen Quellen, soweit sie auch der Zeit nach auseinander liegen, nur nach dem einzigen Unterschied gefragt, ob sie heidnisch-germanische oder christlich-römische Momente enthielten; man hat das römische Christenthum, wenigstens im Großen und Ganzen, als ein äußerliches Schicksal aufgefaßt, welches die heidnisch-germanische Weltanschauung ereilte, und bis auf einige dunkle Spuren, die sich in das Reich der Sage und Poesie flüchteten, begrub. Nach einem innern Zusammenhang zwischen beiden hat man nicht gesucht: vielleicht zum Theil, weil man trotz seiner Opposition gegen den Rationalismus vulgaris im Christenthum doch hauptsächlich nur die rationalistischen Momente hervorkehrte. Herr Rückert geht dagegen von einer unbefangenen und zugleich eindringenden Auffassung des Christenthums aus. „Man kann behaupten, sagt er S. 27, daß das Christenthum in seiner allgemeinsten Fassung zwar nicht aus einer totalen Verzweiflung an der bis zu seiner Zeit giltigen religiösen und sittlichen Weltauffassung hervorgegangen ist . . ., aber daß es eine solche voraussetzte als die nothwendige Bedingung, um seinen positiven Gehalt wirksam werden zu lassen.“ Mit diesem Gesetz, welches den innersten Lebensnerv des Christenthums berührt, in der Hand, prüft er die geschichtliche Entwicklung der Germanen in ihrem Kampf gegen das Römerthum, theils nach den Berichten der gleichzeitigen Schriftsteller, theils nach den ganz nothwendigen Voraussetzungen, welche die veränderte Art und Weise der Beziehung bedingt. Er findet in dem Heidenthum, parallel mit der übrigen Culturbildung, eine successive Entwicklung und zwar immer mehr zum Düstern und Verzweifeln hin; er zeigt, wie sich allmählich die Götter, — die idealen Lebensbilder des Germanenthums, die jedes Verständniß der christlichen Dogmatik und Moral ausschlossen, weil sie der absolute Gegensatz derselben waren — theils in dämonische, den Menschen feindselige Kräfte auflösten, theils sich diesen Kräften gegenüber als schwach erwiesen; wie also der Proceß, den man gewöhnlich erst in die christliche Zeit verlegt, welche die Götter zu bösen Wesen herabgedrückt habe, zum Theil bereits innerhalb des Heidenthums selbst sich vollzieht. Die Anschauungsweise des Volksgeistes kehrte sich auf dem Wege des allernatürlichsten, rein von innern Momenten beherrschten Entwicklungsprocesses um. (S. 142.) „Während früher der Volksgeist sich in Freundschaft zu den Mächten der Natur gefühlt und nur in zweiter Reihe auch eine Ahnung von ihrer Wildheit und Tücke empfunden hatte, die gelegentlich losbrechend den Menschen und seine Werke vertilgen konnte, so war jetzt die Natur wesentlich mit feindseligen Mächten erfüllt, die dem Men-

schen auf jedem Schritt und Tritt Verderben bereiteten; ja das schmerzgestimmte Gemüth ging noch weiter: diese Mächte lauerten nicht blos auf das Verderben des Menschen, sondern sie strebten nach einer Zerstörung der ganzen vorhandenen sichtbaren und unsichtbaren Welt, soweit sie nicht schon von ihnen erfüllt und beherrscht war, und vor allen Dingen nach einer Vernichtung der höhern Götter. . . . Ja es lag sogar in dem Hintergrunde der menschlichen Empfindung der trostlose Gedanke, daß eine Zeit kommen werde, wo dieser rucklose Streit zu Gunsten der Feinde der Menschen und Götter sich wenden müsse.“ . . . (S. 153.) „Niemals ist die Idee der Endlichkeit dieser Weltordnung und der sie beherrschenden Götter mit einer solchen schreckhaften Rückhaltlosigkeit ausgesprochen; aber gewiß ist diese Vorstellung zu ihrer concreten Lebendigkeit erst allmählig emporgewachsen, denn sie verträgt sich durchaus innerlich nicht mit der Stimmung des Gemüths, welches lichtere Götterwesen als Symbol der für ewig an sich glaubenden Menschheit erzeugt.“ — (S. 159.) „An Versuchen zur Lösung fehlte es natürlich nicht. Als einer der merkwürdigsten davon muß der angeführt werden, welcher dadurch über den allerschrecklichsten Conflict des menschlichen Geistes mit sich selbst hinwegführen sollte, daß der Geist die Existenz der Götter preisgab, aber seine eigene zu retten sich bemühte.“ Ferner dadurch (S. 161.), „... daß man sich über das eigentliche Jenseits und die dort gültigen Bedingungen des Diesseits und der wirklich vorhandenen Welt, der materiellen wie der immateriellen, hinaus noch eine Phase des Weltaseins vorzustellen versuchte.“ Trozdem (S. 163.) „... stand das Gemüth zuletzt immer rettungslos der Negation seiner tiefsten Forderungen gegenüber, ohne die Mittel zu besitzen, aus sich heraus eine Macht zu entwickeln, welche diese seine eignen krankhaften Ausgeburten zu beschirmen im Stande war.“ —

Nachdem der Verfasser so gezeigt, wie innerhalb des Heidenthums selbst jene Stimmung sich erzeugte, welche eine neue Religion zwar nicht hervorzubringen, aber eine gegebene, eine der Art, wie sie das Bedürfnis erbeischte, aufzunehmen und geistig zu reproduciren im Stande war; nachdem er ferner gezeigt, daß der Arianismus, den die deutschen Völker annahmen, nur ein Compromiß war, nur eine letzte, schwache Abwehr gegen den specifisch christlichen Geist, die eben darum, weil sie in ihrer Hauptbeziehung negativ war, jenes verlorne Selbstgefühl nicht ersetzen konnte, entwickelt er in der Bekehrung der Franken zum Katholicismus eine zwar zunächst durch zufällige Umstände veranlaßte, aber in der Natur der Umstände mit Nothwendigkeit gebotene Wiedergeburt des deutschen Geistes, in einer Wärme und Anschaulichkeit, die auch in psychologischer Beziehung großes Lob verdient.

Wir müssen gestehen, daß wir in neuerer Zeit selten ein Buch mit einer so hohen Befriedigung gelesen haben, und daß wir mit großer Spannung das Erscheinen des zweiten Theils erwarten, der uns voraussichtlich auch in die politi-

sehe Organisation der christlichen Kirche im fränkischen Reich einführen wird: eine Seite der Frage, die in diesem Band mehr zurücktritt, weil der geistige Inhalt des Christenthums ausschließlich die Aufmerksamkeit auf sich zieht, obgleich schon jetzt über den Gegensatz der zum großen Theil auf romanischen Grundlagen aufgerichteten katholischen Kirche gegen die arianischen oder heidnischen Landesherren einzelne sehr bedeutende Winke gegeben werden.

Da die Kritik es sich nicht versagen kann, ihre Anerkennung durch einige Ausstellungen zu modificiren, so wollen wir noch eine Bemerkung über den Stil nachschicken. Er hat den Fehler, der sich seit Schiller und Schelling bei unsern Historikern häufig vorfindet: er ist sowol in der Darstellung als in dem Raisonnement zu rhetorisch, und, wenn man den Ausdruck nicht mißverstehen will, zu pathetisch: ein Fehler, der sich ebenso in die Philosophie eingeschlichen hat. In dieser Beziehung sollte man die Engländer, namentlich Macaulay und Grote, studiren: wenn sie einmal rhetorisch werden, so übt das eine ganz wunderbare Wirkung aus, da es durch den Contrast gegen die gewöhnliche ruhige und nüchterne Darstellung die Seele spannt und anregt. Für jede Gattung der Rede eignet sich ein besondrer Stil, die Kritik muß sich hüten, an das Gefühl zu appelliren, wenn auch nur in der Form, denn dadurch ermüdet sie leicht. Um so passender scheint es hier, Herrn Rückert darauf aufmerksam zu machen, da er noch keinen ausgeschriebenen Stil hat, da man im Gegentheil hin und wieder noch eine gewisse Schwerfälligkeit und Unbehilflichkeit der Sprache wahrnimmt. —

Da es in denselben Kreis der deutschen Mythologie fällt, ziehen wir hier noch ein kleineres Werk herbei:

Die Sage von der heiligen Ursula und den elftausend Jungfrauen. Ein Beitrag zur Sagenforschung von Oskar Schade. (Hannover, Rümpler.)

Es ist eine interessante und mit großem Fleiß ausgebildete Monographie über einen Gegenstand der christlichen Sage, die genetisch von ihrem Ursprung an verfolgt, und in ihrem innern Zusammenhang mit altheidnischen Vorstellungen beleuchtet wird, im Sinn und Stil der Grimmschen Schule, doch mit einer lebhafteren sittlichen Abneigung gegen die Erfindungen der katholischen Kirche, als man grade in jener Schule gewöhnt ist, die es liebt, die poetische Seite des Aberglaubens hervorzuheben, und die sittliche, denn doch immer sehr ernsthafte und bedenkliche, erst in zweiter Linie zu betrachten. Es ist mit den Heiligengeschichten viel arger Unfug getrieben, und man muß einmal die glänzenden Glitter bei Seite werfen und auf den Kern der Sache eingehen. — Wenn auf diese Weise die deutsche Sage nach allen ihren Details gründlich durchforscht sein wird, so werden wir uns eines lebensvollen Gemäldes unserer Vorzeit rühmen dürfen, dem keine andere Nation etwas Aehnliches an die Seite zu stellen hat.

Endlich führen wir noch ein Werk an, welches wenigstens einigermaßen in das Gebiet der deutschen Geschichte streift:

Deutsche Grafenhäuser der Gegenwart. In heraldischer, historischer und genealogischer Beziehung. 2 Bde. 2—3. (Leipzig, L. O. Weigel.)

Die Vollständigkeit und die äußerst elegante Ausstattung dieses Werkes — das Einzige was man an einem derartigen Unternehmen zu fordern berechtigt ist — kennt das betreffende Publicum schon aus dem 1. Bde. Die schwarze Ausgabe des 1. und 2. Bandes kostet, in englisch Leinen gebunden, 12 Thlr.; die colorirte, in prachtvollster Ausstattung, 90 Thlr.

Es war im Jahre 1848 eine große Thorheit von der demokratischen und zum Theil auch von der liberalen Partei, einen erbitterten Krieg gegen die Wappen und Adelstitel zu führen. Wenn wir vom Bürgerstand für die Gleichstellung in allen politischen und bürgerlichen Rechten mit der vollen Siegesgewißheit kämpfen, weil diese Gleichstellung nur die Form ist, die dem Wesen unserer gegenwärtigen Lage entspricht, so wird sich an diesem Kampf bald jeder Widerstand brechen; und wenn wir die socialen Unterschiede aufzuheben uns bemühen, so kommt uns auch hier die Sitte auf halbem Wege entgegen, solange wir nur nicht Vorzüge beneiden, die lediglich auf dem Gebiet der Imagination sich bewegen. Aber den Adel an sich sollten wir nicht anfechten. Zwar können wir uns recht gut einen Staat ohne Adel denken, aber wo dieser existirt, ist es ein Vorzug, denn er versinnlicht uns die Continuität unsers geschichtlichen Lebens. Die Thaten unserer Ahnen, die uns selbst ein freieres und edleres Gefühl unserer Würde verleihen, knüpfen sich an bestimmte Namen, und es ist ganz gut, wenn diese in den Geschlechtern fortleben. Die Helden des siebenjährigen Kriegs mit ihren alten Namen sind ja am Ende auch unsere eigenen Ahnen, und wir sollten ganz damit zufrieden sein, daß sie in unmittelbarer Tradition noch fortleben, wenn wir auch den imaginären Vorzug, den das „Blut“ daraus herleitet, an den Ort hinstellen, wo er hingehört.